

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuele

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden

Während aller Wochentage

Nummer 2

Sonntag, den 10. Dezember 1916

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 10. Dez.: Melchisedes. Montag, 11. Dez.: Danielus. Dienstag, 12. Dez.: Synesius. Mittwoch, 13. Dez.: Lucia. Donnerstag, 14. Dez.: Marius. Freitag, 15. Dez.: Valerian. Samstag, 16. Dez.: Adelsheib.

Zweiter Adventssonntag.

Evangelium des hl. Matthäus 11. 2-10.

In jener Zeit, als Johannes die Werke Christi im Gefängnis hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern und ließ ihm sagen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und verkündigt dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habt. Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätige werden gereinigt, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird das Evangelium gepredigt: und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert! Als aber diese hinweggingen, fing Jesus an, zu dem Volke von Johannes zu reden: Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen, mit weichlichen Kleidern angetan? Siehe, die da weichliche Kleider tragen, sind in den Häusern der Könige. Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Propheten? Ja, ich sage euch, er ist noch mehr als ein Prophet. Denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.

Friede in uns. Das war unser Thema am letzten Sonntag. Friede um uns. Darüber wollen wir uns heute unterhalten. Mit diesem Frieden meine ich jenen Frieden, den wir durch unser Verhalten, durch unsere Tätigkeit in unserer Umgebung tragen. Jemand den Frieden bringen, ihn glücklich machen, wer trägt nicht das Verlangen darnach! Das ist ja dem Menschen angeboren, den Nebenmenschen das zuzuwenden, was wir besitzen und jene entbehren. Liebe und Erbarmen ist so recht eigentlich eine Frucht des Christentums. Das Heidentum hat sie zwar auch gekannt, aber nur in spärlichen Spuren. Nur einzelne erleuchtete Geister sprachen von der menschenpflichtigen, barmherzigen gegen den Mitmenschen zu sein, und rühmten Bestrebungen solcher werktätiger Nächstenliebe. Im großen und ganzen herrschte indessen die nackte Selbstsucht. Erst Christus zeigte und lehrte die Nächstenliebe und erinnerte die Menschheit an ihre natürliche Pflicht.

Als der Heiland am Vorabend seines Lebens und Sterbens nochmals in eindringlicher Weise das Gebot, einander zu lieben, seinen Jüngern einschärfte, nannte er dieses Gebot ein neues Gebot. Warum? Einmal weil ganz neue Gründe, nämlich sein Befehl und sein Beispiel, das Gebot empfehlen. Zugleich gab er eine neue Richtschnur für das Gebot. Denn er sagte ja nicht mehr bloß: Liebet euch einander, wie ihr euch selbst liebt, sondern: wie ich euch geliebt habe. Dadurch wird der Grad der Nächstenliebe und ihr Ziel auf eine Höhe gebracht, die nicht mehr überschritten werden kann. Mehrmals hatte Jesus die Nächstenliebe als das vorzüglichste aller seiner Gebote, als den Inhalt und die Erfüllung aller anderen Gebote hingestellt. Am Gründonnerstagabend fügte er hinzu, die Ausübung der Nächstenliebe solle das besondere

Merkmale seiner Jünger sein. „Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch Lieb habt untereinander“. Gemeint ist natürlich die werktätige, hilfswillige, aufopfernde Liebe, nicht der bloß freundliche Verkehr mit dem Nebenmenschen.

Bekannt ist, wie in der Tat bei den ersten Christen dieses Merkmal so auffallend in die Erscheinung trat, daß die Heiden davon sprachen und sagten: Seht, wie sie einander lieben!

Wie die Nächstenliebe sich während des letzten Krieges kundgibt, ist allgemein bekannt und über alles Lob erhaben. Wir haben in Deutschland und über das Leben hinter der Front bei den Dahingeliebenen oft Anlaß zur Frage, und wir müssen uns oft schämen über viele Auswüchse des Krieges und über das so selten gewordene Verständnis für die Not der Zeit. Wenn wir dann aber die oft rührende Betätigung der Kriegshilfe, ferner die Arbeit so vieler Hände in Spital, Lazarett, Familie, Waisenhaus, Bewahranstalt, kurz überall da, wo die Not des Krieges gedrungen ist, beobachten, dann lassen wir uns leicht wieder verführen.

Von Natur aus ist die Nächstenliebe jedem Menschen angeboren, sei er Christ oder Heide. So sehen wir denn, daß auch nichtchristliche Völker schöne Tugenden der Nächstenliebe aufweisen. Gleichwohl gilt doch als Erfahrungstatsache, daß die Christen gemäß dem so energischen Gebot Christi sich in der Betätigung der Caritas — wie man die Gesamtheit der verschiedenen Zweige der praktischen Nächstenliebe nennt — ganz besonders auszeichnen. Was namentlich die katholische Kirche betrifft, so gebührt ihr die Palme unter allen christlichen Bekenntnissen. Wie die Apostelgeschichte berichtet, gewann die christliche Caritas schon einige Jahre nach der Ausgießung des hl. Geistes derart an Umfang, daß ein eigener Stand, mit einer eignen Weihe ausgerüstet, eingerichtet werden mußte; das waren die Diakonen, deren Amt es war, die Versorgung der Armen, Witwen und Waisen zu überwachen. Ebenfalls aus der Apostelgeschichte erfahren wir von Geldsammlungen zu Gunsten von nothleidenden Glaubensgenossen. Je mehr das Christentum in die Länge und Breite wuchs, desto mehr wuchs seine Liebe und Sorge für die von der Not des Lebens Betroffenen. Die Geschichte der Caritas in der katholischen Kirche von seinen ersten Anfängen, das ganze Mittelalter und die Neuzeit hinaus zeigt die Kirche in ihrem schönsten Lichte, von ihrer anmutigsten Seite. Heute ist die katholische Caritas eine wunderbar geordnete und immer noch fester organisierte Betätigung aller Kräfte, die dem Dienste des Nächsten sich widmen. Und doch herrscht dabei eine große Mannigfaltigkeit, insofern jeder entsprechend seiner Veranlagung und seinen Neigungen sich betätigen kann. Hauptsächlich in zwei Gruppen ist die katholische Caritas geschieden, die weltliche und die klösterliche. Naturgemäß nehmen die weiblichen klösterlichen Kongregationen den größten Raum ein. Hier hat ein katholisches Mädchen, das der Caritas im Kloster dienen will, den weitesten Spielraum für seine Wahl. Zu unserer großen Freude erstarken aber auch die weltlichen caritativen Vereinigungen immer mehr, der Kreis ihrer Tätigkeit erweitert sich von Jahr zu Jahr, so daß eine katholische Jungfrau oder Frau auch in der Welt sich echt katholisch und auf wahrhaft gottgefällige, verdienstreiche Art betätigen kann. Ich denke da besonders an den Elisabethenverein und den katholischen Frauenbund mit seinen verschiedenen Sektionen. Nicht zu vergessen den

kath. Mädchenschutzverein mit seiner gewaltigen Aufgabe.

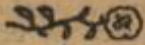
Die männlichen Vereinigungen, die die katholische Caritas pflegen, können sich ebenfalls neben den weiblichen in Ehren sehen lassen. Ihr Wirkungskreis ist naturgemäß in engeren Grenzen gehalten, aber ihre Erfolge sind überaus erfreulich.

Friede und Glück um uns, in unserer Umgebung, bei allen Menschen, die mit unserer Liebe erreichbar sind, wach vornehmtes Ziel, wach heiliger Weihnachtswunsch! Aber der Irrtum muß hier auserkämpft werden, als ob nur die Besitzenden, so nehmen lassen in der Lage seien, ihre Nebenmenschen zu beglücken. Gewiß, wenn es auf die irdischen Gaben, auf die Anzahl der Liebespakete, auf das blanko Geld ankommt, dann tragen sie den Löwenanteil an Verdiensten fort. Allein der bloße Besitz von Geld und Gut kann weder beim Geschenkgeber, noch beim Beschenkten Glück und Zufriedenheit allein auslösen. Weit mehr an Gaben des Friedens und Glückes kann der Arme, überhaupt jeder Mensch, ob besitzreich oder besitzlos, austheilen durch das Wort, das aus gutem, wohlwollendem Herzen kommt, und durch die demselben Herzen entspringende hilfreiche Tat. Zum Beispiel: Ueber mir wohnt eine Arbeiterfamilie. Die Frau muß alle Mitstage dem Mann das Essen bringen. Unterdessen sind die Kinder daheim sich selbst überlassen und stellen fast jedesmal Unheil an, und wenn die Mutter heimkommt, gibt's alleweil Diebe. Jetzt gehe ich hinauf und halte Aufsicht, solange die Mutter fort ist. Ich sehe es an ihrem dankbaren Blick, wie sie über diesen Dienst beglückt, noch mal so freudig ihre Arbeit tut. Oder: Auf der Straße beobachte ich, wie zwei Knaben sich an einem Handwägelchen abmühen, das sie mit ihrer Last nicht die kleine Anhöhe hinaufbringen können. Ich trete hinzu und fasse an der Leiste an oder helfe hinten schieben. Sie werden es daheim mit leuchtenden Augen erzählen, daß ihnen ein fremder Mann geholfen habe, sonst wären sie über den Stich nicht hindübergekommen. Oder: Gerade nebenan hat eine Witwe ein geistig nicht so reges 15-jähriges Mädchen, das seit einem halben Jahre nicht mehr zu den Sakramenten gegangen ist. Sie ging schon wieder, aber sie hat wenig Geduld in der Gewissensforschung, und es ist niemand, der ihr hilft. Die Mutter versteht sich nicht darauf. Und aus Angst, ihre Sache nicht recht zu machen, bleibt das Mädchen den Gnadenschätzen der Kirche fern. Da gehe ich zu ihr hinüber und zeige ihr, wie leicht man alles machen könne, und spreche ihr Mut zu, und da setzt sie sich hin und schreibt sich alles auf, und am nächsten Samstag gehe ich mit ihr in die Kirche und sage dem Priester: Hochwürden, die ich nach mir kommt, ist etwas ungeschickt und verängstigt. Wollen Sie bitte etwas Nachsicht mit ihr haben. Wir gehen zusammen heim und das Glück leuchtet ihr aus den Augen, und sie sagt: Fräulein sind so gut mit mir. Und es ist schwer zu sagen, wer von uns beiden die glücklichere ist, die Gebende oder die Empfangende. Oder: Die neue Schwägerin im Haus ist in ihren Neben etwas spät, weiß alles besser und überläßt die arbeitschwierigeren Arbeiten großmütig mir, während sie in der Stube sitzt und sich an der Nähmaschine zu schaffen macht. Schon daormal war es nahe daran, daß ich ihr über ihre Stellung im Haus die nötigen Erklärungen gegeben hätte. Aber ich habe mich doch bezwungen, und nur einige Mal hab ich ebenfalls späte fränkische Antworten

gegeben. Aber jetzt lasse ich auch das; ich will das Opfer bringen und umso freundlicher sein, je unfreundlicher sie zu mir ist, eingedenk des Heilandswortes: Selig sind die Friedensstifter, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden.

Ins Unendliche ließen sich diese Fälle vermehren. Denn unendlich ist die Möglichkeit, dem Nächsten dienlich zu sein. Es braucht oft so wenig, Frieden und Glück in das Herz des Mitmenschen zu senken, oft nur ein Wort, ein ermunternder Blick, ein Schritt, ein Handgriff. Aber ach wie oft unterbleibt dieser Schritt, und die Engel des Friedens wenden sich trauernd ab.

Nacht uns vornehmlich zur Weihnachtszeit unser Herz weit öffnen den Eingebungen des Friedensengels, auf daß in vielen Herzen unserer Mitmenschen der Grund bereitet werde für die Ankunft dessen, der nur Frieden und Glück zu bringen berufen war. „Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch.“ Das war sein Lebensziel. Es ist es auch heute noch. Wir alle wollen dem Heiland sein Lebensziel erreichen helfen, wollen seine Mitarbeiter sein. Es ist nun einmal so, daß Gottes Gnade viel eher in einem Herzen aufgenommen wird, das durch die Güte und Liebe der Mitmenschen dafür empfänglich geworden ist. Das Glück, das wir anderen bereiten, strahlt zudem zurück und trifft unser eignes Herz, es erwärmend und zu neuen Taten der Nächstenliebe entflammend.



Die hl. Adelheid — vom Schicksal gejagt

(15. Dezember.)

Wir haben hier feines liebende Stätte!
Hebr. 13, 14.

Im Palaste geboren werden ist noch kein Geseitsbrief für eine ruhige, gesicherte Erdenfahrt; im Gegenteil, gerade Edelgeborene jagt das Schicksal oft mehr als den, der in niedriger Hütte seine Jugend verbrachte. Dafür ist uns ein Beweis das Leben der deutschen Kaiserin St. Adelheid.

Adelheid wurde 931 als Tochter des Burgunderkönigs Rudolf II. geboren. Was ihr durch den frühen Tod des Vaters abging, das ersetzte die kluge und fromme Mutter durch doppelten Eifer in der Erziehung ihrer schönen, begabten und gottesfürchtigen Tochter. Schon mit sechszehn Jahren reichte Adelheid ihre Hand dem Könige Lothar von Italien. Gott hatte gleichgesinnte Menschen zusammengeführt, und so mußte die Ehe glücklich werden. Leider sollte dies Glück zweier jugendlicher Herzen durch die Hand eines Ränkespielers bald zerstört werden. Berengar von Ivrea, Markgraf des nordöstlichen Italiens, hatte schon fast ganz Norditalien in seine Hand gebracht, auch das Reich Lothars war in Abhängigkeit von ihm gekommen, und als der jugendliche König mit Hilfe des griechischen Kaisers Konstantin VII. dieses Verhältnis lösen wollte, starb er schnell dahin; allgemein ging die Rede, Berengar habe ihn vergiftet, es war im Jahre 960. Die junge Witwe ertrug diesen furchtbaren Verlust mit echt christlicher Ergebung; sie nahm sich vor, das Leben einer Witwe zu leben, wie es St. Paulus beschreibt.

Da kam Berengar und stellte der Heiligen den Antrag zu einem Ehebunde mit seinem Sohne Adalbert; er wollte so die Ansprüche auf das Reich des ermordeten Königs für seine Familie sichern. Adelheid wies den Antrag mit Abscheu zurück. Da ließ der gewissenlose Fürst die unglückliche gefangennehmen, auf eine Burg am Gardasee bringen, um sie so dem Blute gefügig zu machen oder doch eine Verbindung mit einem anderen Fürsten zu verhindern. Jede Bequemlichkeit blieb ihr versagt. Aber auch in dieser mißlichen Lage blieb sie aufrichten Geistes, dabei sann sie mit allen erlaubten Mitteln, frei zu kommen. Mit Hilfe ihres treuen Kaplans entkam sie auch wirklich auf die feste Burg des Bischofs von Reggio, die Bergfeste Canossa. Und als Berengar sie auch hier bedrängte, wandte sie sich an Otto den Großen, den deutschen König, dessen Ruf als Beschützer aller Bedrängten längst über die Alpen gedungen war. Otto brach

auf und stand bald vor den Toren der Königstadt Pavia. Adelheid war frei und erschien im Heerlager Ottos, um sich zu bedanken. Sie machte auf den deutschen König einen tiefen Eindruck, und da Otto Wittwer war, hielt er im Adelheids Hand an und unter dem Jubel des Volkes fand im Weihnachten 961 die Hochzeit statt. Adelheid war von den Kümernissen eines Kerkers zum Gerühmtesten Königsthron aufgestiegen. Aber voll Demut und Dankbarkeit gegen Gott ging sie die Wege an der Seite ihres großen Gemahls. An seiner Seite hielt sie auch im folgenden Jahre unter den Freudenbezeugungen des deutschen Volkes in Magdeburg frohen Einzug. Sie gebar ihrem Gatten vier Kinder, von den drei Söhnen blieb aber nur der älteste, der nachmalige Otto II. am Leben.

Adelheid blieb, solange ihr Mann lebte, Mutter; Mutter ihrer Kinder, Mutter allen Volkes. Ihren Kindern war sie, solange wie möglich, selbst Erzieherin; ihrem Volke war sie zeitlebens eine liebende, fürsorgliche Frau mit offenen Händen und mildem Herzen. Und auch als ihr der König in Anerkennung ihres hohen Wertes mehr und mehr Einfluß auf die Reichsregierung gestattete, bestätigte sie diesen Einfluß in erster Linie als Landesmutter; besonders als sie im Jahre 962 noch in Rom die Kaiserkrone zusammen mit ihrem Manne erhalten hatte. Eine Tat gerade aus dieser Zeit irdischen Glückes zeigt so recht die treue Nachfolgerin Christi: Der Tochter ihres Todfeindes Berengar war sie in aufrichtiger Liebe eine zweite Mutter.

Mehr als zwanzig Jahre hatte sie an der Seite ihres Gemahls in ungetrübtem Glück verbracht, da entriß ihr Gott den ehlen Otto. Wiederum trug sie den Schmerz als echt christliche Witwe. Die tiefe Trauer ums entschundene Glück hielt sie aber keineswegs ab, ihrem jungen Sohne, der, kaum zwanzigjährig, auf den mächtigsten Thron der Welt kam, eine kluge und treue Ratgeberin zu sein. Solange Kaiser Otto auf der Mutter Rat hörte, lag der Segen Gottes auf seinen Maßnahmen, als dann aber elende Schmeichler der Mutter das Herz des Sohnes entfremdeten, der junge Fürst schließlich soweit ging, daß er seine Mutter vom Hofe verbannte, schwebte ein Unstern auf all seiner Regentenarbeit. Dies wurde auch nicht besser, als er die griechische Prinzessin Theophano heimführte. Theophano fand nie in Deutschland so recht die Fühlung mit dem Volke, und ihr Einfluß auf den Gemahl war auch nicht derart, daß es zu einem Aufstiege kam. Im Gegenteil, die Verwirrung im Reiche wurde immer größer. Die straffe Einigung, die Otto der Große mit Mühe herbeigeführt, schwand wieder und für das Reich schien die Zukunft verhängnisvoll. Der hl. Abt Majolus von Clugny redete 960 auf den Kaiser ein, er sah das Unrecht ein, das er der Mutter zugefügt, machte es durch kindliche Ehrfurcht und Liebe wieder gut, und übertrug ihr sogar die Regierung der Lombardei. Doch schon 963 starb Otto II. Ueber seinen minderjährigen Sohn hatte die Mutter Theophano dem Rechte nach die Vormundschaft und damit war die Regentschaft über das Reich verbunden. Doch Adelheid gewann, da die fremde Fürstin nicht beliebt war, immer mehr Einfluß über den Enkel und das Reich — zum größten Segen für beide. Theophano sah dies nur ungern, und um den Frieden zu wahren, zog sich die Heilige wieder nach Pavia zurück, bis nach Theophanos Tode die Reichsregierung wieder in ihre Hände kam.

Als dann Otto III. großjährig geworden war, zog sich Adelheid ganz zurück von der Welt und lebte nur noch den Werken der Nächstenliebe. Nur einmal mischte sich die achtundzwanzigjährige in den Streit der Welt, als es zwischen ihrem Neffen Rudolf II. von Burgund und seinen Vermittelten zu Zwistigkeiten kam; ihr kluges Wort brachte den Frieden.

Auf der Rückreise erkrankte sie im Elsaß, begab sich in das Kloster Selz, das sie selbst gestiftet und beendete hier das an Wechselfällen so reiche Leben 999 am 16. Dezember.

Die Lebensschicksale der heiligen Adelheid tragen so recht den Stempel des ruhelosen Erdenwandels an sich. Trotzdem sie hochgeboren war, hatte sie doch auf Erden selten eine Weibende

Stätte. Doch wenn auch ihr Leib keine Ruhe hatte, ihre Seele war unwandelbar im Herrn gefestigt, deshalb mußte ihr Wanderleben auch bei Gott auslaufen. Auch wir alle müssen uns mehr oder weniger mit dem Schicksal eines Pilgrims und Fremdlinges vertraut machen; denn auch unsere Heimat liegt über den Sternen, bei dem ewig Unwandelbaren. Ihm werden wir einst um so näher kommen, als wir hier unten bei all dem Treiben und Getriebe werden ihn nicht vergessen.

O Gottesknecht, du behre, die mit wein Traum verbrach,
Durch Wästen und durch Meere zog ich dir sehnd nach.
Wo ragen deine Finnen golden ins Morgenrot?
Wann werd ich dich gewinnen, wann endet mein: Not;
Ich will zur Herberg fahren! (Fr. W. Weber).

Gebete

Weggeleitet zum Glücke

Von P. D. S. O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

Demut: ihre Segnungen.

(Fortsetzung.)

Welch reiche Segensquelle die liebenswürdige Tugend der Demut ist, erfahren wir schon aus der Betrachtung ihrer Notwendigkeit. Trotzdem dürfte es sich lohnen, ihre besonderen Segnungen noch genauer ins Auge zu fassen.

Der Demütige betet besonders gut und erfolgreich. Das leuchtet ohne weiteres ein, denn Gebet ist seiner innersten Natur nach Demut; ganz gleich, ob das Gebet Lob, Dank, Ehre oder Bitte ist. Je mehr ich von der Demut angenommen bin, umso wahrhaftiger, umso freudiger werde ich in das Lob Gottes ausbrechen, umso freudiger und wahrhaftiger werde ich ihm meines Herzens tiefsten Dank darbringen, umso wahrhaftiger und ernster werde ich um Vergebung meiner Schuld stehen, umso wahrhaftiger, vertrauens- und hoffnungsvoller werde ich ihm meine Bitten vortragen. Gerade darin, daß ein demütiges Bittgebet so echt und wahrhaftig ist, liegt das Geheimnis seines Erfolges. Schon bei Menschen! Wenn einer stolz und frech vor dich hintritt und um etwas bittet, schlägst du es ihm sicher ab, bittet aber jemand bescheiden um deine Hilfe, spürst du in dieser Bescheidenheit die Wahrheit seiner Bitte, seiner Dürftigkeit, dann wirst du ihm helfen, wenn du kannst, und wirklich menschliches Mitleiden in deiner Brust wohnt. Bei Gott kann es nicht anders sein. Deshalb steht auch der königliche Sänger: „Ich war gedemütigt und er half mir!“ Ein anderes Mal spricht er: „Der Herr vergibt nicht auf das Geschrei der Armen!“ Und dann: „Gott hat gesehen auf das Gebet des Demütigen und nicht verschmäht sein Flehen!“

Wenn Gott einmal verlangt, daß wir vor dem Gebete unser Herz bereiten sollen, daß wir nicht Menschen seien, die Gott versuchen, weil sie all ihren Wust mit ins Heiligtum des Gebets hineinschleppen: so sollten wir gerade zum Gebete ein demütiges Herz mitbringen, ein Herz, das Segnungen hegt, wie sie so schön der deutsche Dichter Fr. W. Weber ausdrückt:

Wer auf sich selbst sich recht besinnt, der lernt wie arm, wie klein er ist
Demütige dich, du Erdenkind, und fühle, wie gering du bist!
Wirst du des Schöpfers Riesenplan? Wie groß er ist, wie endlos groß?
Die Welt, im Weltenspaan, kein Tropfen nur, ein Sandkorn bloß.
Und du in dieser weiten Welt, ein Säubchen, das im Sturm trieb,
Das irgendwo auf dem Feld an einer Düssel lieben Lieb!
Du? Eines Schattens flüchtiger Traum, Schneeflocke nur, die niederweht
Und in des Zeitenstromes Schaum zerfließt und spurlos untergeht!
Demütige dich! Und weißt du recht, wie groß dein Gott, wie du so klein,
Wie er der Herr und du der Knecht, dem Bettler mag er gnädig sein!“

Zu diesem Dichtervorte, voll mannhafter Bescheidenheit, voll gläubiger Demut paßt so ganz das Wort des hl. Bernard: „Wir müssen im Gebete den Bettlern gleichen. Wenn diese uns um ein Almosen ansprechen, haben sie ekle

und zerrissene Kleider an, denn wir würden über einen aufgebracht werden, wenn er uns in einem prächtigen Gewande um eine milde Gabe anspräche. Auf gleiche Weise müssen auch wir, ich sage nicht mit zerrissenen Kleidern, aber mit zerrissenen Herzen vor Gott im Gebete erscheinen, denn der Herr sagt: „Zerreißt nicht eure Kleider, sondern eure Herzen!“ Dies geschieht, wenn wir uns verbemühten. Erscheinen wir ohne diese Tugend im Gebete vor Gott, so ist unser Gebet mehr eine Verhöhnung, als eine Verehrung Gottes, denn der Stolz gleicht mit seinem Gebete einem Menschen, der in herrlichem Anzuge herumgeht und die Leute um Almosen anspricht.“

Der göttliche Beiland hat in drei Beispielen die Wunderkraft eines demüthigen Gebetes uns gezeigt. Zunächst die herrliche Parabel vom Pharisäer und Zöllner. Wie ist da mit unnachahmlicher Knappheit, Sicherheit und doch auch Vollständigkeit gezeigt, daß Demut die große Heilerin zum Herzen des unendlichen Gottes ist. „Herr, sei mir armen Sünder gnädig!“ „Wohlt es ein kürzeres Gebet?“ „Und er ging gerechtfertigt nach Hause.“ „Wohlt es eine herrlichere vollständige Erhöhung?“ Vor dem gerechtfertigt sein, dem selbst Cherubim und Seraphim nicht ins Antlitz zu schauen wagen!

Der Hauptmann von Kartharbaum hat kaum die Bitte ausgesprochen, daß doch der Beiland seinen kranken Knecht heilen möchte, da bietet sich der Gottessohn an, in sein Haus zu kommen und diesem Hause Heil und Segen zu bringen. Warum? Weil Christus das Herz dessen sprach, der ihn bat, weil er das wundervolle Wort voll Demut und Glauben: „Herr, ich bin nicht würdig, daß du unter mein Dach einkehrst; sprich nur ein Wort, so ist mein Knecht gesund!“ im tiefsten Grunde des Herzens schon voraus sah.

Und wie mächtig war die Demut im Gebete der Chananaerin! Wie hat wies sie der milde Erlöser ab: „Ich bin nicht gekommen als nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel!“ Und als sie diese Abweisung nicht verstehen wollte: „Es ist nicht geziemend, den Kindern das Brot zu nehmen und es den Hunden hinzuworfen!“ Was sagt da die Heidin? „Ja, Herr, auch die Hündlein essen von den Stücklein, die von den Tischen ihrer Herren fallen!“ Da muß Gott dem Geschöpfe willfahren!

Der hl. Laurentius Justiniani nennt die Demut die Fittiche des Gebetes. Wenn du, lieber Leser, dich wahrhaft zum Sonnenfluge des Gebetes erheben willst; gebrauche diese Flugkraft der Demut. Der Lebenspender unserer Kampf- und siegenwobenen Fohler ist der kleine Motor. Je besser dieser arbeitet, desto sicherer und höher geht der Flug des kühnen Streikers. So ähnlich ist es auch beim Gebete. Je mehr du von echter, mannhafter Demut besetzt bist, je mehr du fühlst, wie sehr du keines Gottes bedarfst, desto kühner, desto höher wird sich deine Seele erheben zum Vaterherzen Gottes, und was du dann niederbringst auf die Erde ist Segen, Gnade, Friede, ist Kraft und Lebensmuth, ist eine Himmelsbürgschaft voll unendlicher Begeisterung.

„Demüthe dich! Und weißt du recht, wie groß dein Gott, wie du so klein
Wie er der Herr und du der Knecht, dem Bettler wird er gnädig sein!“



An seinem Grab

Schäze von Maria Röck

(Nachdruck verboten)

Wie Trauerschleier lagen dicke Nebel über dem stillen, galizischen Dörfchen und verhüllten die armseligen Hütten, die noch viele Spuren des Kampfes zeigten, der vor Jahresfrist hier gewüthet. Aber aus den kleinen Fenstern schimmerte Licht und aus den schwarzen Schornsteinen zwängten sich träge Rauchschwaden. Vor ein paar Monaten schon waren die Einwohner wieder heimgekehrt, hatten, so gut ihre Armut es vermochte, die halb oder ganz zerstörten Wohnstätten wieder aufgebaut und schleppten nun ihr mühseliges Leben freudlos fort.

Freudlos; denn so mancher war nicht wieder heimgekehrt, so manche Hütte lag in toten Trüm-

mern. Das ohnedies kleine Dorf war zum winzigen Weiler geworden.

Nur eines war groß geworden seither: der Friedhof. Hügel drängte sich an Hügel, Kreuz an Kreuz. Es waren lauter einfache, roh gezimmerte Holzkreuze, verwittert vom Regen, gerüttelt vom Sturm. Auf jedem stand, oft in recht ungelassenen Buchstaben, Name und Todestag des stillen Schlafers da unten.

Und auf jedem Kreuz oder Grab war irgend ein Zeichen: eine farblose, zerfetzte Soldatenkappe oder ein rostiger Säbel oder ein zerfallenes Gewehr.

Es waren lauter Soldatengräber. Die große, schwarzgekleidete Frau, die wohl schon eine Stunde zwischen den Hügeln hin- und hergeschritten war, ging jetzt müde dem Friedhofsausgange zu. Sie ließ den suchenden Blick nochmals über die hügelige Fläche gleiten, wandte sich dann traurig um und ging langsam fort.

Es war fast dunkel. Spätherbstdämmerung. Frau Margarete war traurig. Sie suchte das Grab ihres Sohnes, der vor ein Monat u hier — sie hatte die amtliche Nachricht — gefallen war . . . und sie fand es nicht.

In den furchtbaren Monaten, die der Todesnachricht gefolgt waren, in all den einsam verwichenen, durchweinten Nächten, in den stumm und stumpf vertrauten Tagen, hatte sie das eine aufrecht erhalten: sein Grab zu suchen und ihn dann mit heimgenommen. Dann würde sie doch nimmer so allein, so mütter, elenallein sein . . .

Ost, wenn sie ruhelos stundenlang durch die Gemächer ihrer vrundvollen Räume gewandelt war, und kein Geräusch hörte als das Rauhsen ihres schwarzen Kleides, war sie vor einem großen Spiegel stehen geblieben und hatte mit fremden Blicken ihr Bild angestarrt, das ihr noch immer schön, blond und amüthig entgegen sah. Aber dem Spiegel gegenüber hing im dunklen Mahagoniraamen das Bild ihres Mannes, von dem sie schon mehr als ein Jahrzehnt getrennt war, und sah sie an mit dunklen, vornarrtsvollen Blicken und dann lief ein Schauer über ihren Körper und sie wandte sich schleunigst ab.

Sie hatte mit der Vergangenheit abgeschlossen. Das kurze Liebesglück war verfliegen wie der Rauch im Herbststurm. Eine schmerzliche Erkenntnis war dem Taumel gefolgt; die oberflächliche, vergnügnngsfüchtige Millionärstochter konnte nie und nimmer die tiefe, ernste Art des Gelehrten verstehen, der stilles häusliches Glück suchte und nicht ein Leben voll rauschender Feste und leichter Zerstreungen. Wie oft war es vorgekommen, daß die junge Frau schmollend in ihrem reisenden Zimmer saß und auf Schritte horchte, die ewig nicht kamen, während der Professor, in eine wissenschaftliche Arbeit vertieft, bei seinem Schreibtisch Welt, Freunde und Gattin vergaß.

So waren ihre Lebenswege auseinandergegangen. Professor Wergentberg war nach der Rückkehr von einer Weltreise nicht mehr zu seiner Gattin zurückgekehrt und Margarete hatte anfangs aufgegeben. Noch war sie nicht unglücklich. Denn ihr war eines geblieben, das ihr mehr galt als ihr fürstliches Vermögen, mehr als die verlorene Liebe des Gatten: ihr blonder Knabe, der zärtlich seine Kermchen um ihren Hals schlang und sie seine „liebe, schöne, einzige Mutter“ nannte. Zur zärtlichen Liebe gefellte sich freudiger Stolz, als das Kind zum Jüngling heranwuchs und die Schönheit der Mutter und die herrlichen Geistesgaben des Vaters in sich vereinte. Frau Margarete hörte mit Entzücken die Urtheile der Lehrer, die Lobreden der Bekannten. Ihre Festtage waren die Besuchstage im Konvikt. Und sie schüttelte — oft gewaltsam — den Gedanken von sich ab, daß es noch ein Herz in der Welt gab, das beim Anblick des Jungen schneller schlug und sich seiner Gaben freute.

Es kam nie vor, daß Mutter und Vater sich an solch einem Besuchstage im Konvikt trafen. Es schien eine stillschweigende Vereinbarung zwischen ihnen zu bestehen, nie zu gleicher Stunde dort einzutreffen.

So dankte es Frau Margarete, sie hätte ihren Jungen für sich allein. Sie wiegte sich in diesem Gedanken wie ein sorgloser Vogel auf blühendem Ast.

Da kam aber eines Tages ein Drittes, das ein Recht hatte auf den Jungen: das Vaterland. Schwer legte es seine Hand auf die junge kräftige Schulter und sah dem Jüngling tief in die hellen Augen.

Und der blonde Junge eilte mit der Begeisterung seiner neunzehn Jahre hinaus in den Kampf.

Und lag nun still in fremder Erde — schon eif Woche lang.

Seine Mutter aber wandelte seither gebrochenen Herzens in ihren Gemächern. Wie in einem bösen Traum besaungen, ging sie umher. Immer wieder saß sie nachts aufrecht in ihrem weißen Bett, starrte in die nächtliche Dunkelheit ihres Zimmers und zermartete ihr schmerzliches Hirn mit der ewig wiederkehrenden Frage: „Ist es denn wahr? Kann es denn wahr sein? So viel Jugend, so viel Schönheit, so viel Frische — still, tot, starr, kalt, verwesend — eingegraben irgendwo in fremdem Land, in düsterem Wald, auf oder Seide oder verlassenem Feld?“ Und wieder ein Wort rauschte auf in der Tiefe ihrer traurigen Seele: „Allein, allein! Allein den Schmerz tragen! Keine Brust haben, an die sich das müde Haupt lehnen, kein Herz, an dem sich das Mutterauge ausweinen kann! Allein, allein!“ Dann grub sie das schmerzverzerrte weiße Antlitz in die damastenen Kissen und die Bahne bis in Verzweiflung in das Gewebe.

Endlich war das Gelände vom Feinde gesäubert und Frau Margarete ging, das Grab zu suchen. So viel Sehnen war in ihr, so viel Doffen. Aber sie fand es nicht. Lauter fremde Namen las sie. Tränen trübten ihren Blick, die Spätherbstdämmerung legte ihren Schleier über die undeutlichen Inschriften und ließ sich noch schwerer erkennen. Aber den Namen ihres Jungen hätte sie erkannt, sie wüthte es. Wie mit roter Flammenschrift mühte er ihr entgegengeleuchtet haben. . . . Im Sterben traurig schleppte sie sich dem Ausgang des Friedhofes zu. Dichter wurde der Nebel. In undeutlichen Umrisen standen die elenden Vorhöfchen in der Ferne. Eine drückende Stille lagerte über der Gegend.

Frau Margarete schritt langsam, groß und schwarz wie das verkörperte Leid, durch den Nebel. Sie war unkundig des Weges, aber es war ihr nicht bange. Ihr großer innerer Schmerz ließ keine äußere Ruhe aufkommen. So ging sie, des Weges nicht achtend, weiter, weiter. Endlich hob sie das gefenkte Haupt. Aber sie sah kein Dorf, kein Licht, kein Laut. Nebel, nur wieder Nebel. Und Nacht. Da kam ihr die Erkenntnis, daß sie sich verirrt. Sie kehrte um und suchte den Weg, den sie gekommen, zurückzugehen. Aber nun merkte sie, daß mehrere Wege nach verschiedenen Richtungen abweizten. Unschlüssig stand sie. Wohin? Es war ihr eigentlich gleichgültig. Das ganze Leben war ihr gleichgültig. Was noch erwarten, erstreben, erkennen? Nichts als den Tod. Der vereinte sie — sie hing fest an dem Glauben — mit ihrem Jungen und der Tod, der kam überall. Da oder zu Hause. Müde setzte sie sich auf einen Meilenstein, der umgestürzt an der Wegkreuzung lag, stützte das Haupt in die Hände und schloß die Augen. Feucht und kalt umklammerten die Nebel wie gierige Fangarme eines Polypen die kauernde Gestalt. Ein Schüttelfrost packte den Körper und zwang Frau Margarete, sich zu erheben und zu bewegen.

Da — ein Licht, das durch den Nebel von fernher schimmerte. Wie es plötzlich neue Kraft in den müden Körper hineingab! Frau Margarete geht schneller, elastischer, auf das Licht zu, das wie ein stiller Stern durch die Nacht schimmert.

Frau Margarete geht und geht. Aber noch immer sieht sie kein Haus, noch immer schreitet sie zwischen graubereiften Feldern. Sie hält den Blick auf das Licht gerichtet und eilt, seltsam erregt, vorwärts. Nun erkennt sie die schwarzen Umrisse eines mächtigen Baumes. Und unter dem schimmert das Licht und lockt sie und sieht sie an wie ein freundliches, gutes Auge.

Jetzt steht sie da und sieht und schaut und — erkennt: Das Licht kommt aus einer Laterne und leuchtet an einem einsamen Grabe . . .

Frau Margarete überfällt ein Zittern, ein ahnend Begreifen leuchtet plötzlich in ihrem Innern, still, friedsam, hoffnungsvoll wie dies

Grablucht. Die hohe schwarze Gestalt neigt sich tief über das Grab, auf dem nichts zu sehen ist als ein paar vom Reis verbrannte Herbstblumen und ein niedriges kleines Kreuz aus weißem Birkenholz. Das Licht der Grablaterne wirft einen zitternden, roten Schein auf die Inschrift. . . . Flammen sie ihr nicht entgegen, feurigrot durch das graue Dunkel des späten Abends, die Buchstaben, die ihr's künden, daß ihr Kind, ihr einziges, hier schläft — nachdem es als Held, als Märtyrer sein junges Leben geopfert?

Schluchzend liegt die Mutter auf den Knien, steigt mit dem weichen feinen Gesicht auf der rauhen Erde des Grabhügels. Unzählige Tränen fallen auf die kümmerlichen Gräser und die schwarzen Erdschollen.

„Richard!“ klingt es weh von den blassen Lippen, „Richard!“

Endlich kehrt das klare Denken wieder. Woher dies Licht? Die Laterne ist neu und blank. Und da — da liegt ein Strauß aus dunkelroten

Dalien, ernst, wehmütig schimmert das sanfte Rot wie die trauernde Liebe. . . . Wer war da? Wessen Hand? Wessen Herz?

Von dem schwarzen Baumstamm löste sich eine Gestalt.

„Margarete!“ tönt eine tiefe Männerstimme.

Das Grablucht fällt mit zudendem Schein über ein durchgeistigtes Mannesgesicht, bricht sich an den scharfen Brillen, hinter denen ein paar gute braune Augen voll Schmerz und — Liebe hervorblicken.

Professor Mergentberg hält sein halbbohnmächtiges Weib im Arm. Seine Hand streichelt ihr weißes Gesicht, ihr blondes Haar, das ihr in wirren Locken in die Stirne hängt. Wie einem Kinde spricht er ihr zu, ernst, gültig, sanft.

„Ich wußte es, daß du hierherkommen würdest. . . . daß ich dich endlich, endlich wiederfinden würde. . . . an seinem Grab. . . .“

Und das rote Licht der Laterne strahlte auf, hellblinkend wie ein Stern, und blüht die beiden an wie das selige Auge eines Verklärten. . . .



Das Beichtgeheimnis

Roman von Matthias Plank.

Nachdruck verboten.

Da sie in dem engen Raum der Droschke nebeneinander saßen, konnte keines die Augen des anderen belauern, und nur die Worte mußten beiden genügen. Aber Kommissär Weber gab einen solchen Kampf nicht so rasch verloren, er hatte noch stärkere Waffen.

„Am vorhergegangenen Tage war das Zimmer gesäubert worden. Dabei hätte der Knopf schon gefunden werden müssen.“

„Gewiß, wenn auf die Dienerschaft ein unbedingtes Vertrauen sein würde. Aber diese hat schon mehr nicht gesehen.“

„Es wurde mir versichert, Sie selbst hätten allein und erst ziemlich lange nach Ernst Peruz Ihr Zimmer verlassen.“

„Ah! Ich fange jetzt an, die Wahrheit zu erraten. Sie glauben in Ernst Peruz den Täter entdeckt zu haben, der meinen Vater erschlug?“

Dabei wandte sie ihm sogar ihr Gesicht zu, um ihm eine unerschütterliche Ruhe zu beweisen.

„Ja! Davon bin ich überzeugt.“

„Und das genügt Ihnen nicht mehr, wenn ich erkläre, daß ich Herrn Peruz selbst vor den Korridor gebracht hatte?“

„Nein, denn ich erkenne in Ihrem Verhalten, daß Sie ihn mit allen Mitteln zu retten bemüht sind.“

„Verzeihen Sie mir eine Frage! Herr Peruz mußte doch zu einer solchen Tat auch Veranlassung gehabt haben. Was sollte dies gewesen sein?“

„Wie Sie für ihn sprechen, beweist, daß Sie ihn lieben; er liebt Sie auch und möchte von Ihrem Vater Ihre Hand verlangt haben. Dabei war dann der Zusammenstoß zweier leidenschaftlich sehr erregter Köpfe erfolgt, dessen Ende die Tat selbst gewesen war.“

Und Martha Holländer lachte: nur ein ganz feines Ohr konnte den erzwungenen Ton heraus hören.

„Entschuldigen Sie! Aber so sehr Ihre Kombination bewundernswert erscheint und Ihrer Annahme auch die erforderlichen Ursachen gibt, so haben Ihre Ausführungen doch einen Fehler, der das ganze Kartenhaus, das Sie aufbauten, umbläst. Ich liebte Ernst Peruz nicht, ich konnte es schon nicht, denn ich bin verlobt. Daß dies nicht schon längst bekannt gegeben wurde, lag im Willen meines Vaters. Sein Tod verhindert jetzt wiederum, daß diese Verlobung öffentlich bekannt wird.“

Mit dieser Nachricht hatte Martha Holländer vorerst gestiftet.

Der Kommissär konnte seine Enttäuschung und Ueberraschung auch nicht verbergen:

„Verlobt? Mit einem andern? Dann — dann allerdings. Aber wer soll das sein?“

„Ich glaube, Sie fragen zu viel.“

„Das ist wohl meine Pflicht.“

„Ich weiß aber nicht, ob mein Verlobter damit einverstanden sein wird, wenn ich seinen Namen nenne.“

„Bei mir wird es als Berufsgeheimnis bewahrt bleiben.“

„Und dennoch darf ich es ohne seinen Willen nicht tun. Ich werde ihn heute noch fragen; ich zweifle nicht, daß er seine Zustimmung geben wird. Dann aber werden Sie noch heute Abend den Namen meines Verlobten hören.“

Da war die Droschke vor dem Hause Holländers angekommen. Der Kommissär reichte ihr beim Aussteigen seine Hand. Sie dankte mit einem Kopfnicken.

8.

In ihrem Zimmer ließ sich Martha Holländer auf den Divan fallen und starrte, den Kopf auf beide Hände gestützt, vor sich hin. Sie dachte nicht daran, erst den Hut abzunehmen. So, wie sie vom Kommissär Weber fortgegangen war, saß sie dort und ihre großen, dunklen Augen blickten unverwandt ins Leere.

Hatte sie Ernst Peruz nun gerettet? Er mußte es sein. Sie hatte sich für ihn geopfert und hatte damit gleichzeitig ihre Mitschuld entlehnt. Sie opferte ihre Liebe — für ihn. Aber der Kommissär forderte noch für diesen Tag den Namen. Er sollte ihn hören!

Ruhe und schwerfällig stand sie auf und trat an den Schreibtisch hin. Dort flog bald die Feder über das leicht rot gefärbte Papier hin.

„Herrn Hans Schrönghammer!“

Der Name stand auf dem Papier. Und sie selbst fühlte nun die Entscheidung über ihr Schicksal; doch nicht einen Augenblick zögerte sie mehr. Sie sahnte mit einem Leben der Pflicht. Ob dieses Leben nun Hans Schrönghammer oder einem andern gehörte — das war bedeutungslos. Sie sahnte und rettete gleichzeitig Ernst Peruz vor der schlimmsten Schmach. Rascheln und hastete die Feder.

„Den Inhalt jener Unterredung nach dem Tode meines Vaters werden Sie gewiß ebensowenig vergessen haben, wie ich es bisher konnte. Die wenigen Tage, die seither verstrichen sind, haben mich selbst und meine Ansichten in manchen Dingen geändert. Vielleicht ist die Einsamkeit daran schuld? Vielleicht etwas anderes? Ich kann nicht lägen und plötzlich jenes Wort widerrufen, das ich Ihnen damals antworten mußte: Ich liebe Sie nicht! Das war es doch gewesen! Wenn ich nun schreibe, so kann ich dies nicht damit erklären, daß plötzlich die Liebe in mir laut geworden wäre. Nein! Ich achte Sie, wie ich Sie immer geachtet hatte, der ein Freund meines Vaters gewesen war. Und weil ich erkenne, daß für ein einsames Wesen die Einsamkeit die größte Feindin ist, so ersuche ich Sie, mich heute noch, vielleicht sofort nach dem Erhalt dieser Zeilen, zu besuchen, falls Sie unterdessen über jene Worte

von damals nicht Neue verspüren sollten. Dann war alles ungesprochen. Aber wenn Sie noch die gleichen Empfindungen hegen, so heiße ich Sie willkommen. Ich kann Ihnen nur versprechen, daß ich gerne die Erfüllung Ihres Wunsches begrüßen würde, im Herzen einer Liebeleeren zu entsagen. Nur meinen Willen kann ich Ihnen darbieten, den Willen, Ihnen das zu sein, was Sie erhoffen.

Ihre getreue Martha Holländer.“

Ohne diese Zeilen nochmals zu lesen, als ängstigte sie sich vor einer plötzlich erwachenden Reue, steckte sie diese in ein Kuvert, das sie verriegelte. Dann schellte sie dem Mädchen und ließ den Brief sofort zur Wohnung Hans Schrönghammers tragen. Dann erst nahm sie den Hut ab. Unruhig ging sie nun auf und nieder. Was würde nun geschehen? Würde er kommen?

Vor dem Spiegel war sie stehen geblieben; so sah! schaute ihr aus diesem ihr eigenes Gesicht entgegen, daß sie an der Blässe erschraf: als blickte sie das Antlitz einer Leiche aber mit großen, brennenden Augen an. Sie hatte entschieden!

Sie hatte es so gewollt! Für ihn! Um ihn zu sühnen!

Wie endlos in diesen Augenblicken die Minuten verstrichen. Wie Ewigkeiten! Vor jedem Geräusche erschraf sie. In diesem Zimmer war sie damals auch gewesen, als Ernst Peruz von ihr gegangen war und ihr alle Hoffnungen einer jungen zukunftsrohen Liebe zurückgelassen hatte, als sie ihn vom Fenster aus gesehen hatte, wie er geflohen war. In diesem Zimmer! Und nun sollte sich in dem gleichen ein anderes Verhängnis erfüllen.

Hans Schrönghammer! Wie hatte sie ihn geliebt, nie hatte seine Erscheinung eine solche Empfindung in ihr geweckt. Sie wußte, daß er mit ihrem Vater in vielen Unternehmungen zusammengearbeitet hatte. Ob er wirklich dessen Freund gewesen war? Wie hatte sie danach gefragt. Er galt als reich. Aber sonst wußte sie nichts von ihm. Eher aber hatte sie vor seiner Nähe Furcht, denn Vertrauen gefühlt. Und nun sollte sie seine Frau werden.

Ein Klopfen an der Türe hatte alle Gedanken verschucht. Sie stand mit dem Rücken gegen den Tisch. Auf ihren Ruf wurde die Türe ziemlich heftig aufgestoßen, und Hans Schrönghammer eilte in das Zimmer. Die Türe schloß sich hinter ihm.

„Fräulein Martha! Ich mußte gleich selbst kommen. Ist es denn wirklich wahr, was Sie mir geschrieben hatten? Habe ich alles so verstanden? Oder habe ich beim Lesen geträumt?“

„Nein! Was ich geschrieben hatte, ist mein Wille.“

„Sie wollen es also mit mir versuchen?“

„So ist es nicht! Sie versuchen es!“

„Martha! Du weißt ja gar nicht, wie glücklich du mich damit machst. Du! So darf ich nur wohl sagen?“

Sie nickte.

Da war Hans Schrönghammer auf sie zugeeilt, um sich von ihren stolzen schönen Lippen den ersten Kuß zu holen, der ihm gehörte. Er hielt sie in ihren Armen. Die Augen hatte sie geschlossen; sie wehrte sich nicht. Aber ihre Lippen fühlte er dabei frostig kalt; keine Wärme kam von ihren Lippen, die seinen Kuß wohl erwiderten, aber doch nicht erwiderten. Und das hatte er fühlen müssen. Für einen Augenblick waren einige Falten auf seiner Stirne eingegraben:

„Deine Lippen sind so kalt. Deiß sollen sie sein.“

„Verzeih! Du weißt, was ich schrieb. Ich selbst kann über sie nicht gebieten.“

„Natürlich werde ich nur deinen Willen erfüllen. Wenn es auch nicht angänglich sein wird, daß wir vor Ablauf der Trauerfrist die Hochzeit feiern, so können wir deshalb doch unsere Verlobung bekannt geben. Natürlich im stillen feiern wir es, wegen des — —“

Er vollendete das Wort nicht. Aber sie hatte ihn verstanden. Wegen des Toten. Und sie war damit einverstanden! Sie wollte es selbst so! Bald mußte es sein, bald, damit sie in diesem Leben die Hoffnung von einst austilgen konnte, damit sie umso rascher vergessen lernte, was doch nicht sein durfte. Und sie sprach diesen Wunsch auch aus. (Fortf. folgt.)